

lich soll ein Buch nicht angeboten, sondern gelesen werden.“

Aber so gern er seinen Amit über die Schriftstellerei nachdenken läßt, ein Selbstporträt ist der versponnene Poet nicht. Dafür fehlt zu vieles aus dem Leben des echten Vikram Seth.

Nach dem Studium in England hatte Seth dank eines Stipendiums in die USA wechseln können. In Stanford sollte er als Wirtschaftswissenschaftler promovieren. Doch er schrieb Gedichte. „Ich muß immer von irgend etwas gepackt sein. Meist ist es etwas ziemlich Absseitiges“, sagt er. Chinesisch etwa: Die Sprache fesselte ihn so, daß er nach seinem Studium zwei Jahre in China verbrachte und gleich ein paar Klassiker der chinesischen Lyrik übersetzte.

Noch verrückter war das nächste Projekt. „Ich hatte eine großartige Übersetzung von Puschkins ‚Eugen Onegin‘ gelesen und versuchte sofort, etwas Ähnliches zu machen.“ Das Ergebnis heißt „The Golden Gate“, eine Erzählung über Beziehungskisten im sonnigen Kalifornien, die viel Beifall erntete, aber kaum Übersetzer finden wird: Seth, der Sprachjongleur, hat sie getreu dem Vorbild in langen, frech gereimten Strophen geschrieben.

So munter wie in dieser Yuppie-Ballade möchte er möglichst immer schreiben. Von herben Verfremdungen hält er nichts. Daß ihn Kritiker dafür schon als Seifenopern-Fabrikanten geschmäht haben, nimmt Seth gelassen. „Was ich sagen will, sage ich, vielleicht manchmal lockerer, als einige das mögen. Aber wer Leute überzeugen will, der kann nun mal nichts Falsches tun, als ihnen Predigten zu halten.“

Da reimt er lieber. In der „Guten Partie“ besteht das Inhaltsverzeichnis aus Zweizeilern, und wenn Amit poetisch losschwärmt, fallen ihm schon mal Verse ein, deren Anfangsbuchstaben „LATA“ ergeben – auch die Übersetzung bewahrt diesen Spaß.

Deutsche haben es sogar bequemer als die Leser des Originals: Sie bekommen ein Glossar mitgeliefert, einen kleinen indischen Sittenspiegel in Stichworten. Für englischsprachige Ausgaben hat Seth diesen Anhang nicht zugelassen. „Meine Landsleute hätten dann denken können, ich schreibe nur für Ausländer“, erklärt er selbstbewußt.

Im Grunde hält er von Verständnishilfen sowieso nicht viel. Denn Seth wünscht sich Leser, die die Mühsal und Freude seiner Entdeckungen nachvollziehen. „Sehen Sie: Wenn ein Europäer das erste Mal nach Indien fährt, bleibt ihm doch vieles unklar, ohne daß er gleich beleidigt abreist. Thomas Mann fühlte sich in seinen ‚Buddenbrooks‘ ja auch nicht verpflichtet zu erläutern, was Marzipan ist.“

Johannes Saltzwedel

Fernsehen

Hinter der Pappnase

Der Privatsender RTL 2 rechnet mit dem Inquisitionsjournalismus des Privat-TV ab: Götz George brilliert in dem Reißer „Der Sandmann“.

Die TV-Station „DTV“ ist fiktiv, aber solche schönen, blonden und eiskalten Info-Engel, wie sie in „Der Sandmann“ auftreten, sind einem schon oft auf dem Bildschirm begegnet, wenn es dort „taff“, „Hautnah“ oder „Explosiv“ zugeht*. Sie lächeln, aber ih-

Leider – die „Auge in Auge“-Zuschauer-Quote sinkt – ist so ein Hengst nicht zur Hand. Da trifft es sich gut, daß die „DTV“-Macher auf den Schriftsteller Henry Kupfer (Götz George) aufmerksam werden. Der bietet zwar keine 23 Zentimeter, aber stoppelbärtigen Sex-Appeal, eine Vorstrafe wegen Totschlags und ein neues Buch über einen Serienmörder.

Eine ehrgeizige Redakteurin, Ina Littmann (Karoline Eichhorn), heftet sich an die Fersen des knastumflorten Dichters. Die Recherche verläuft wie eine Jagd: eine erste Begegnung in gewitteriger Nacht, ein Kamera-Termin im schäbigen Reihenhaushaus, wo einst Kupfer seine Kindheit verbrachte und nun die Redakteurin ihren Kameramann antreibt: „Wir drehen hier nicht fürs Literaturmagazin. Die Leute wollen wissen, was hinter der Pappnase ist.“

Ina Littmann, die junge Spürhündin, verfällt journalistischem Jagdfieber.



„Sandmann“-Darsteller George: Im Irrgarten des Fernsehens

re Seele ist ein Rechenschieber. Wer mit ihnen ringt, muß seine Vernichtung fürchten. Den Segen führen sie nicht im Angebot.

Gleich zu Beginn von Matthias Seeligs (Buch) und Nico Hofmanns (Regie) RTL-2-Medien-Thriller erklärt so eine geschniegelte Botin aus dem gottlosen Reich der höchsten Quote, die Anchorfrau der Talkshow „Auge in Auge“ (Barbara Rudnik), einem ratlosen Kollegen das Hosianna der Ratings: „Ein durchgeknallter Innenminister bringt 300 000 Zuschauer auf die Waage, ein koksender Drei-Sterne-Koch 400 000, ein boxender Schauspieler 450 000 und ein Pornohengst, der auf Zuruf seine notariell vermessenen 23 Zentimeter ausfahren kann, 1,5 Millionen.“

Könnte es nicht sein, daß der vorbestrafte Dichter weiter Morde begeht? Gibt es Verbindungen zwischen ihm und einer Bluttat, über die gerade in den Boulevardzeitungen berichtet wird?

Wie besessen arbeitet die junge Frau auf den großen Moment hin, da Kupfer dank ihrer Recherchen vor den laufenden Kameras von „Auge in Auge“ als Mörder überführt werden soll. Dabei entgeht ihr, daß sie beim Herunterreißen der Pappnase selbst an der Nase herumgeführt wurde: Der obskure Dichter hat die nichtsahnende News-Jägerin mit erfundenen Geschichten auf eine falsche Fährte gelockt und sie dann mit einem geschickt gemimten Schuldgeständnis während der Sendung hinter Licht geführt. Zweck der Täuschung: Ein inszenierter Skandal als Werbung für sein Buch. Ein gewisser

* Sendetermin: Donnerstag, 20.15 Uhr.

quotengeiler Fernsehjournalismus, so lautet die Botschaft dieses luziden Reißers, jagt nicht der Wirklichkeit, sondern seinem Bild von der Wirklichkeit hinterher. Wenn das Objekt der wahnhaften Wißbegierde genau so wölfisch und verschlagen ist wie seine Verfolger, können die Fallensteller in die Grube fallen, die sie selbst gegraben haben. Daß dabei jemand im „DTV“-Sender heimlich mitgeholfen hat, ist eine besonders böse Pointe des Stücks.

Was den Thriller über alles TV-Mittelmaß hinaushebt, sind die Bilder und die geschliffenen Dialoge. Beim Showdown in der finalen Talkshow zeigt Regisseur Hofmann den listigen Medientrickser Kupfer im Original und gleichzeitig als überlebensgroße Blue-Screen-Version im Hintergrund – Sinnbild für den Irrgarten, in dem Fernsehen und Wirklichkeit verschwimmen.

Überzeugend auch das Psychogramm einer Nachrichtenjägerin: Der fanatische Ehrgeiz der Littmann speist sich aus der Anstrengung, es dem idealisierten Vater beweisen zu wollen, der sie als Kind sitzenließ. Zur zwanghaften Jägerin wird die Frau, weil es – wie Kupfer zutreffend analysiert – „Dinge gibt, die keinen Platz in deiner duschfrischen, imprägnierten Seele haben und die du unbedingt im Fernsehen vorführen mußt, damit dein Immunsystem wieder funktioniert“.

Was sich die Schöne verweigert, ist die sexuelle Hingabe, den Kuß, den ihr Kupfer abverlangt, wenn er sich in Phantasieszenen und am Ende ganz real über sie hermacht. Die ach so moderne Medienfrau ist eine späte Nachfahrin der Penthesilea, die ihren Geliebten lieber vom Hund zerreißen ließ, als ihren Ehrgeiz aufzugeben. Sie gleicht einer Amazone mit einer abgeschnittenen Brust, dem Zeichen für geopfert Sexualität. Nicht zufällig laufen im Hintergrund Bilder von Brustoperationen über den Schirm, wenn die Littmann im Studio mit ihren Kollegen arbeitet.

Gegen ein schauspielerisches Schwergewicht wie George kommt Karoline Eichhorn – wie sollte sie auch – nicht an. Mit all seiner Routine spielt der zuletzt im Mörderfach („Der Totmacher“) international ausgezeichnete Star seine Kollegin trotz deren erkennbarer Bemühung an die Wand.

RTL 2 ist mit diesem ersten Film aus der Eigenproduktions-Reihe „Die jungen Wilden“ ein Wurf gelungen: Kritik an den Brutalitäten des Privatfernsehens, die nicht mit weinerlicher Medienphilosophie langweilt, sondern das Reißerische mit reißerischen Mitteln bloßlegt. Dem ist eine hohe Quote zu wünschen. Und alle durchgeknallten Minister und Pornohengste dürfen zu Hause bleiben.

Halb Mann, halb Toast

SPIEGEL-Redakteurin Marianne Wellershoff über den Soul-Sänger Mick Hucknall und seine Band Simply Red

Auch an diesem Tag tut der Mann wieder etwas für sein Image als am schlechtesten angezogener Popstar: Die schwarze Satinhose ist zu weit, der grob gestrickte Lurexpullunder zu eng, und die berühmten langen roten Locken sehen aus, als hätten sie die Nacht in einem Olivenölbad verbracht.

Der Mann ist nervös. Langsam schleicht er zwischen Sofa und Couchtisch auf einen Sessel zu, setzt sich und legt die Arme in bemühter Lässigkeit auf die überbreiten Armlehnen. Auf dem Gesicht erscheint ein Lächeln, das die bleiche Haut in zarte Knitterfalten schlägt und das signalisieren soll, daß es nun soweit ist: Nach zwei Jahren Pause gibt Mick Hucknall wieder ein Interview.

Hucknall hat eine neue Platte gemacht, und er muß sie ins Gespräch bringen, indem er über sie redet. „Life“

heißt das Album, das in dieser Woche erscheint. Es ist sein fünftes, und mit dem tritt Mick Hucknall alias Simply Red gegen sich selbst an. Seine letzte Platte „Stars“, 1991 erschienen, wurde weltweit neunmillionenmal verkauft und war auch in Deutschland ein Hit: Hucknall ist einer der erfolgreichsten Popsänger der achtziger Jahre. Selbst Steffi Graf hört seine Musik. Der Mann hat eine Aufgabe vor sich.

Die Plattenfirma hat nur die ausländische Presse eingeladen. Die englischen Zeitungen und Magazine können Simply Red nämlich nicht ausstehen, trotz oder vielleicht auch gerade wegen des Erfolges. Sie haben Hucknalls Musik als „Ersatz-Soul“ beschimpft und ihn als „Simply dreadful“ („einfach grauenvoll“) verhöhnt.

Im Moment sind eher Typen wie der Jungle-Musiker Goldie die Helden der Musikmagazine; der gilt als innovativ und unangepaßt. Goldie hat mal mit Drogen gedealt und Graffiti gesprayt, er hat wie ein gefürchtetes Gangmitglied seine vorderen Zähne golden überkront, er läßt im Flugzeug das Handy eingeschaltet, so daß der Kapitän den Start abbrechen muß, er tritt nicht auf, wenn er plötzlich keine Lust mehr dazu hat, und er gibt Interviews in miesen Restaurants, wo die Spiegeleier fettig und die Steaks zäh sind.

Hucknall dagegen empfängt im teuren Londoner Regency-Hotel, in einer unübersichtlich großen Suite mit imposanter Couchgarnitur. Und für Mick Hucknall gibt es Sandwiches. Ein ganzes Tablett voller adrett belegter Dreiecke aus labberigem Toast.

Hucknalls blasse, weiße Arme, die aus dem schwarzen Lurexpullunder schlenkern, haben eine befremdliche Ähnlichkeit mit dem weißen Toastbrot. Er rührt es nicht an, auch wenn er nun über Es-



CAMERA PRESS

Sänger Hucknall: Zehn Minuten Gefühl